

Von Haus zu Haus

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 21

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wertverminderung

Die Bewohner einer Siedlung bei Bern wehrten sich mit einer Petition gegen die Errichtung eines Heimes für Asylsuchende. Sie seien keine Fremdenhasser, betonten sie, aber 70 Ausländer stünden in keinem Verhältnis zu bloss 136 Schweizern. Das ist ir-

Von Annemarie Amacher

gendwie verständlich. Weniger verständlich ist der andere Grund, den sie ins Feld führten: Ein Asylantenheim vermindere den Wert der mühsam erstandenen Einfamilienhäuser!

Das erinnert mich an ein Erlebnis vor etwa zehn Jahren: Damals suchte ich verzweifelt ein Zimmer für einen Afrikaner. In der Zeitung war eine Mansarde ausgeschrieben. Da das fragliche Quartier Botschaften aus aller Welt beherbergt, nahm ich an, man sei dort den Anblick dunkelhäutiger Menschen gewohnt. Trotzdem fragte ich den Vermieter vorsichtig, ob ein Ausländer angenehm sei. «Selbstverständlich, wenn er anständig ist», klang es durch den Telefonhörer, «woher stammt er denn? ... Ach so, ein Afrikaner. Da muss ich leider sagen, das wäre nicht gut für unser Haus.»

Auch damals erinnerte ich mich an eine um ein paar Jahre zurückliegende Episode: Als ich

1967 am Ende eines mehrmonatigen Schulaufenthaltes in England stand, sagte meine Zimmervermieterin: «Die Schule hat mich angefragt, ob ich an einen indischen Lehrer vermieten würde. Ich hätte ja nichts dagegen, aber unsere Strasse käme in Verruf.» «Unsere Strasse», das war ein Strässchen in einem «besseren» Vorort von Cambridge, gesäumt von Einfamilienhäuschen aus Backstein und Gärten mit Rasenplätzen und Rosenstöcken. So richtig gemütlich, wie man's auf

Bildern aus dear old England sieht.

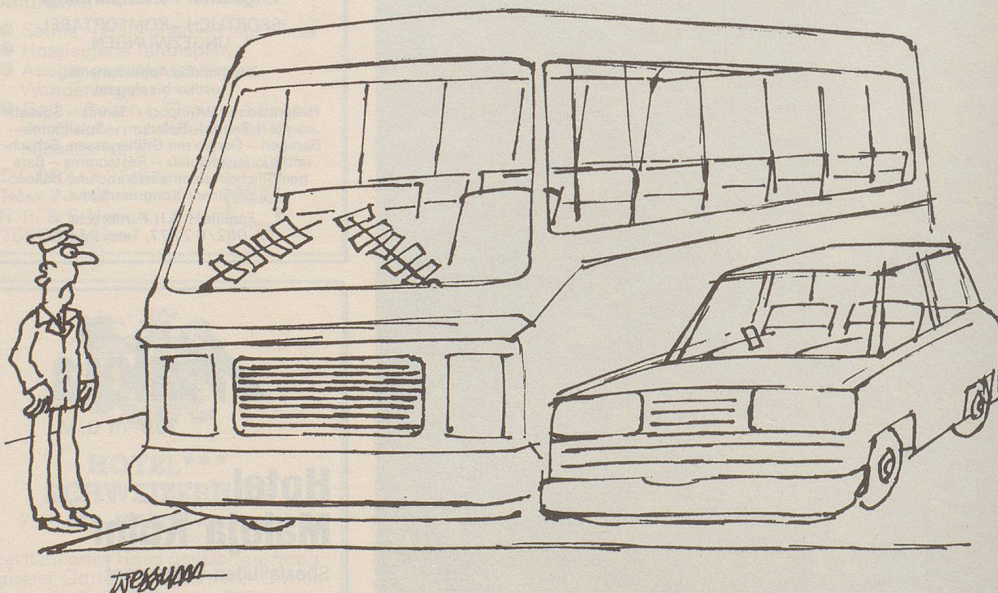
Mein Heim ist meine Burg, darin kann man sich so gut verschanzen gegen die Wilden aus Süd und Ost.

Nun gibt es aber auch wertvermehrende Ausländer. Da hat doch seinerzeit ein afrikanischer Kaiser von eigenen Gnaden ganz nahe bei Bern eine Villa erworben und sie unter anderem mit vergoldeten Wasserhähnen versehen lassen. Diese Information habe ich nicht aus der Regenbogenpresse, sondern von einem Handwerker, der dort gearbeitet hat. Was glauben Sie, wie diese Wasserhähnen zwar nicht den Wert der Ortschaft, wohl aber denjenigen der kaiserlichen Villa ver-

mehrt haben! – Und die Anwesenheit des internationalen Jets in Gstaad und St. Moritz hebt den Wert, will sagen die Preise, jener «Kurorte» ganz gewaltig, oder nicht?

Um auf die erste Kategorie Ausländer, die weniger begüterten, zurückzukommen: Ich kenne einige. Sie besitzen keine dicke Brieftasche und brausen nicht hoch zu Mercedes an. Ihr Kapital ist Achtung, Toleranz und Zeit für den Nächsten. Ich erfahre von ihnen, wie man bei ihnen zu Hause lebt, was dort wichtig und wertvoll ist.

Wirkt nun die Anwesenheit solcher Menschen auf uns andere wertvermindernd, oder am Ende – wertvermehrend?



Es macht Spass

«Wie war's denn beim Skifahren?» frage ich den Nachbarssohn Thomas. «Es hat wirklich Spass gemacht», erwidert er begeistert. Der Dreizehnjährige ist mitnichten ein deutscher Junge, sondern ein waschechter Toggenburger.

Auf einem Spaziergang begegnet mir die neunjährige Katrin, die mir mit mütterlichem Stolz ihre neue Puppe vorstellt. «Was für ein reizendes Kindlein!» rufe ich entzückt. «Es sieht beinahe aus wie ein Neugeborenes mit seinem weichen Körper und den krummen Beinchen.» – «Es ist ein Baby», belehrt mich Katrin, «es macht enorm Spass, es zu wickeln.»

Eine Bekannte von mir hat

«grossen Spass» an ihrem drei Monate alten Enkel, eine andere hat «grossen Spass» am Flötenunterricht. «Welches Fach hast du denn am liebsten?» erkundige ich mich bei einem Zweitklässler. «Zeichnen», antwortet er ohne zögern, «Zeichnen macht richtig Spass.» Malen macht Spass, verkünden die Hersteller der Ölfarben, Kochen macht Spass, finden die Fabrikanten von Pfannen, Gas macht Spass, meinen gewisse Energieapostel. Alles macht Spass. Jedes beglückende Tun wird mit «Spass» umschrieben, vorbehaltlos übernimmt Familie Schweizer diesen bereits abgedroschenen Sammelbegriff unserer nördlichen Nachbarn. Was aber meint der Brockhaus zu diesem kaum mehr wegzudenkenden Allerweltsausdruck? Spass gleich Scherz, Witz, Vergnügen. Spass-

haft ist lustig, witzig. Der Spassmacher ist ein Narr, ein Witzbold, ein Clown.

Wenn uns der Kuli für seine EWG-Sendung viel Spass wünscht, finde ich das ganz in Ordnung. Wenn uns aber der Köbi vom Flüeboden, womöglich noch im Sennenchuteli, umgeben von Trachtenschörli, an der urchigen Älplerchilbi ebenfalls viel Spass wünscht, scheint mir dieser Ausdruck fehl am Platz.

Vielleicht bin ich zu kritisch. Doch mit beinahe nostalgischer Wehmut denke ich zurück an meine Jugendjahre. Wir fanden ein Skilager tschent oder bäumig, Völkerball war einfach toll, sMaximum, sZäni. Unsere Buben fanden ein Spiel irr lässig, de Wahn! Aber jetzt macht alles Spass. Einkaufen, Wohnen, Essen, Fensterputzen, Klavierspie-

len, Lesen. Sogar Spass am Gras hat man mit dem Rasenmäher XY.

Sind wir wirklich so denkfaul geworden, so bemerkenswert unkritisch? Nicht ganz unschuldig an dieser Entwicklung sind meines Erachtens die Verantwortlichen der Werbebranche, die ohne jegliche Ambition, ja mit totaler Gleichgültigkeit dieses Wort verwenden. Für alles und jedes. Aber vermutlich bin ich ein Spielerderber. Wenn andere ihren Spass daran haben, warum nicht auch ich?

Vreni Neher

Erfahrung

Ich hatte die Mittagszeit benutzt, um in der nahen Vorstadt einige Einkäufe zu tätigen, und strebte nun, mit Reisbesen und

Plastiksäcken beladen, zur Tram-
endhaltestelle. Von weitem sah
ich einen Wagen bereitstehen und
setzte mich, so gut es ging, in
Trab.

Hinter mir hörte ich das Trip-
peln von Kinderfüssen. «Kommt,
lauft!» mahnte eine Frauenstim-
me, «vielleicht erwischen wir es
noch.» Nacheinander erkletter-
ten wir das Fahrzeug. Ich stellte
mich auf die hintere Plattform.
Die junge Mutter mit ihren zwei
kleinen Mädchen gesellte sich zu
mir. Wir hätten uns nicht beeilen
müssen: Es dauerte eine ganze
Weile, bis das Tram abfuhr.
Während dieser Zeit musterten
wir uns gegenseitig. Viel hatte die
Frau mit den Kindern nicht einge-
kauft. Das eine der beiden
Mädchen hielt behutsam einen
Plastiksack in den Armen. Es
blickte mich erwartungsvoll an. –
Sicher hat es sein Bäbi im Sack,
dachte ich. Schliesslich hatte ich
als Mutter einige Erfahrung. Wie
oft hatte ich früher meinem Kind
das Bäbi nachtragen müssen, das
es unbedingt hatte mitnehmen
wollen und dessen es nach kurzer
Zeit überdrüssig geworden war!

Das fremde Mädchen neben
mir wartete offensichtlich darauf,
von mir angeredet zu werden.
Ihm zu Gefallen fragte ich: «Seid
ihr auch einkaufen gegangen?»
Die Kleine nickte und öffnete be-
reitwillig den Plastiksack. Ver-
ständnislos blickte ich auf die drei
Stecklein, die daraus hervorlug-
ten.

«Wissen Sie», ergriff nun die
Mutter das Wort, «das Kind hat
eben gespart, um ein Rosen-
stöcklein kaufen zu können. Das
haben wir jetzt geholt!»

Die Zeit reichte gerade noch,
das Pflänzlein gebührend zu be-
wundern, dann musste ich aus-
steigen. Um eine Erfahrung rei-
cher.

Ruth Rossi

Emanzipiere ich mich noch?

Bisher hatte ich ein müdes Lä-
cheln übrig für das Schlagwort
«Zurück in den Beruf!», fühlte ich
mich doch mit dem Ehegatten
und mit Kindern, Tieren in wech-
selnder Anzahl, Haus, Garten,
Sprachkursen und verschiedenen
Hobbys ausgelastet. Nicht ganz
so wie ich scheint es nun plötzlich
meine liebe Familie – der Nach-
wuchs pubertiert – zu sehen. Das
Mami könnte doch wieder arbei-
ten gehen, ein bisschen teilzei-
ten, findet «man». Andere Mütter
täten das. Und meine jetzigen Be-

schäftigungen brächten sowieso
nichts ein. Tatsächlich? Vielleicht
könnte ich mir die Französisch-
nachhilfestunden selbst bezahlen,
die ich dem Jüngsten angedeihen
lassen muss? Und wie steht's
denn mit der ewigen Fahrerei
zum Zahnarzt zwecks Zählerich-
ten? Ein paar Jahre dauert das
doch schon! Von den Fahrten zur
Klavierstunde wollen wir nicht
reden. Schliesslich war ich ja
immer fürs Musikalische ... Und
dann all die lieben Viecher, die
man mir allmählich aufgehalst
hat, und und und.

Doch nun jobte meine Tochter
in den Ferien, das heisst, sie half
beim Frühjahrsputz im Schul-
haus und erhielt dafür einen ord-
entlichen Stundenlohn. Da habe
ich mich ketzerisch gefragt, was
ich eigentlich dafür bekomme, ein
ganzes Einfamilienhaus heraus-
zuputzen. Zudem sauge und wi-
sche ich in traurigem Alleingang.
Irgendwie bin ich übers Alter
hinaus, wo mir DRS 3 dabei
Schützenhilfe leistet, und Beet-
hoven höre ich mir lieber genüss-
licher an.

So sehe ich denn den Stellen-
anzeiger ein wenig genauer durch.
Sehr gefragt scheint mein Jahr-
gang leider nicht zu sein. Zudem
habe ich eher Mühe, mich als
Parfümerieverkäuferin im rosa
Schürzchen oder auch als Buch-
halterin (vier Stunden pro Tag) zu
sehen. Ein Flair für Zahlen hatte
ich ohnehin nie. Die Mathinoten
des Nachwuchses sprechen da
eine deutliche Sprache. Was
gibt's sonst noch? Zwei Nachmit-
tage pro Woche in einer Buch-
handlung. Schon viel besser! Nur
schade, dass die Buchhandlung so
verflücht weit weg ist. Ob ich den
Hund mitnehmen könnte? Er ist
ein blitzgescheiter Hund, und
Bücher mag er gern. In der Stadt-
bibliothek hat sich das Personal
bereits daran gewöhnt, über ihn
hinwegzusteigen. Aber eben, dort
sind wir Kunden ...

Ich falte den Anzeiger zusam-
men. Vielleicht hat's im nächsten
etwas für mich Geeigneteres. Ge-
wisse Ansprüche stelle ich halt
doch noch ...

Liselotte Müller-Mathys

REKLAME

Zahnweh

vermeidet man bekanntlich durch
Pflege und regelmässige zahnärzt-
liche Untersuchungen. Analog
verhält es sich mit Baumschäden.
Kontaktieren Sie deshalb
die Baumsachverständigen von Bächler +
Woodtli.

Telefon 031 51 52 11
oder 01 201 16 26



Warum nicht weinen?

Kürzlich nahm ich an einer
Beerdigung teil. Die Frau meines
Schwagers starb in jungen Jahren.
Es war eine wunderbare Ehe, und
der Zurückgebliebene war fas-
sungslos. «Hoffentlich weint er
nicht», sagten einige der Trauer-
gäste vor der Abdankung. Aber
sie konnten stolz sein auf ihn. Er
gab seinen Gefühlen nicht nach,
weinte nicht und machte keine
Szenen. Die Trauergäste waren
erleichtert, dass er ihnen diese
Verlegenheit ersparte. Aber Tage
später war er dermassen am
Ende, dass nur die Einweisung
in eine Heilanstalt ihm helfen
konnte.

Wie oft geschieht es, dass uner-
messlicher Kummer nicht seinen
natürlichen Ausdruck finden
darf, nur weil es sich nicht
schickt! Tränenvergiessen gilt als
würdelos, Gefühle sind verpönt,
doch eben sie sind für unsere Ge-
sundheit sehr wichtig. Warum
glaubt man, sich wegen seines
Schluchzens entschuldigen zu
müssen? Warum soll man Hal-
tung bewahren, wo die Wärme
tief empfundener Teilnahme am
echtesten Liebe und Fürsorge
ausdrückt? Warum soll man seine
Gefühle verleugnen, nur weil sie
stören könnten?

In diesem Frühjahr war ich
eingeladen zu einer Konfirma-
tion. Der Reiz meiner Tränen-
drüsen war stärker als jede Ver-
nunft. Ein über das andere Mal
putzte ich mir die Nase, und ich
schämte mich nicht.

Mir tut jeder leid, der ein Mu-
ster an Selbstbeherrschung ist,
denn wie treffend sind doch die
Worte des Dichters John Cheney:
«Die Seele würde keinen Regen-
bogen haben, hätten die Augen
keine Tränen.»

Leni Kessler

Die Stimme seines Herrn

«Sind wir denn alle kontaktge-
stört?» fragte mich ein Psycholo-
ge, der es eigentlich wissen sollte!
Aber ausserhalb ihres Berufes
sind auch Psychologen nur Men-
schen, die enttäuscht und zweifelnd
menschlichem Treiben zu-
sehen, wenn sie persönlich involviert
sind. Keine dramatischen
Ereignisse waren dieser Frage
vorausgegangen, aber im Blick-

feld des Betroffenen gaben sie
Anlass zu gewissen Reflexionen.

Seit etlichen Jahren hatte der
Psychologe ein gutes, kamerad-
schaftliches Verhältnis zu einer
Kollegin, die er wegen ihrer Ein-
satzwilligkeit und rationalen Be-
gabung sehr schätzte. Sie war
zwar keine «copine» – dazu fehlte
ihr die Wärme –, doch er mochte
sie. An einem Abend geschah das
Unglück: Er war bei dieser Kol-
legin daheim eingeladen, und da
lief ihm der Hund, der ihn kannte,
entgegen, begrüßte ihn als
«Freund des Hauses». Plötzlich
aber, nach ein paar herzlichen
Worten des Gastes, wich der im-
ponierend grosse, kräftige Hund
zurück, unheilverkündend
fletschte er die Zähne, setzte an
zum Sprung. Nur mit Mühe
konnte die Kollegin den Hund
zurückhalten. Schock, peinliche
Spannung ... Schliesslich wurden
tiefschürfende Erklärungen aus
der verhaltenspsychologischen
Truhe gekramt. Jedoch die Bezie-
hung war durch den Hund ge-
stört.

«Er hörte die Stimme seines
Herrn», sagte der Angegriffene,
anspielend auf jenen Hund, der in
den Anfängen des Grammo-
phons werbeträchtig «his ma-
ster's voice» lauschte. Da der
Psychologe alle Tiere liebte, fühlte
er sich verletzt, weil ihm ein
ihm bisher freundlich gesinnter
Hund so böse begegnet war. Vor
allem aber war der Psychologe
darob betroffen, dass die frag-
würdig gewordene Sympathie
seiner Kollegin sozusagen durch
eine Hundespürnase offenkundig
wurde; er war nicht mehr von der
Meinung abzubringen, «negative
Schwingungen» seien vom In-
stinkt des Tieres aufgefangen
worden! Da die Kollegin die Be-
ziehung auffällig versanden liess
(geschulte Psychologen bringen
so etwas zustande!), unterstützte
sie ihn in seiner Ansicht.

Seit jenen Tagen geht der Psy-
chologe vorsichtiger an die Men-
schen heran. Misst er der zerstör-
ten Beziehung auch keinen über-
mässigen Wert bei, so fühlt er sich
doch in seiner Berufsqualität an-
gezweifelt: Dass ihm das Flair für
Menschliches, Allzumenschliches,
auf das er bisher immer hat
vertrauen können, plötzlich ab-
handen gekommen, schmerzt ihn
um so mehr, als er von einem
Hund in Sachen Menschen-
kenntnis einiges lernen musste ...

Aber wie sagten schon die La-
teiner? Cave canem – Achtung
vor dem Hund!

Ellen Darc